CHRISTIANE HOFFMANN
DIE TRÄUME, DIE WIR HATTEN
Meine Freundin, Russland, die Ukraine und ich
C.H.Beck

Christiane Hoffmann

DIE TRÄUME, DIE WIR HATTEN

CHRISTIANE HOFFMANN

DIE TRÄUME, DIE WIR HATTEN

Meine Freundin,
Russland, die Ukraine
und ich

C.H.BECK

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de
Umschlaggestaltung: buxdesign | München, Daniela Hofner
Umschlagabbildung: © Paul Powis. All rights reserved 2026 / Bridgeman Images
Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 84378 5

www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

Für Christine

PROLOG

In der Nacht, als der Krieg beginnt,
ist sie schon tot.
Nach allem, was wir wissen.
Als die Polizei
in ihre Wohnung kommt, liegt sie im Schlafzimmer,
so wie ein Jahr zuvor,
beim ersten Versuch.
Aber nicht wie damals
am Boden, zwischen Glasscherben, im Erbrochenen.
Dieses Mal liegt sie in ihrem Bett.
Friedlich,
sagt die Polizei. Sie sei zugedeckt gewesen,
sagt die Polizei. Habe dagelegen,
als sei sie einfach eingeschlafen. Aber vielleicht
sagt die Polizei das auch immer?
Sie habe nicht gelitten,
sagt die Polizei.
Und das ist mit Sicherheit falsch.
Dieses Mal atmet sie nicht mehr.
Als Datum des Todes hat man später den Dienstag
angegeben, weil das am wahrscheinlichsten schien.
Um sicher zu sein,
hätte es einer Autopsie bedurft.

In der Nacht, in der sie starb,
hatte der Krieg noch nicht begonnen.
Und war doch schon nah,
stand über dem Land und der Welt wie
eine schwarze Wolke, die
wir alle sahen,
don't look up,
waren die Truppen schon an der Grenze aufmarschiert,
liefen die letzten Vorbereitungen, die
wir alle sahen,
die Blutkonserven, die Munition für die Raketenwerfer,
die fahrbaren Krematorien,
weitere Verbände an die Kontaktlinie.
Wir sahen das!

Als man sie findet,
ist es zu spät,
atmet sie nicht mehr, und
der Krieg hat begonnen
um fünf Uhr früh, 5 a. m. Ortszeit,
in der Nacht zum Donnerstag,
atmet sie nicht mehr, und
der Krieg beginnt,
Luftangriffe auf die Hauptstadt, auf andere Städte
in allen Teilen des Landes, Kolonnen von Panzern und
Militärlastern über die Grenze, vorrückende Verbände
von Norden und Osten und Süden,
Luftalarm, Keller, Angst, erste Tote, besorgte Telefonate
in den Hauptstädten der Welt,
und sie atmet nicht mehr.

Es heißt, man habe es nicht verhindern können.
Den Krieg nicht und

auch nicht ihren Tod.
Man habe alles getan, heißt es.
Man habe alles versucht.
Da war nichts zu machen.

Doch das ist gerade die Frage.

А там, где сочиняют сны
Обоим разных не хватило.
Мы видели один. А сила
Была в нём как приход весны.

Dort, wo die Träume erschaffen werden
Hat es uns nicht für verschiedene gereicht
Wir sahen einen. Und eine Kraft
war in ihm, wie die Ankunft des Frühlings.

Anna Achmatowa

Dies ist ein Buch der Trauer über das, was nicht möglich war. Der Trauer um die Ukraine, um Russland, um meine Freundin, um uns alle. Über das, was wir versäumten, was wir nicht vermochten, wofür die Kraft nicht reichte, wofür der Mut fehlte.

Dies ist ein Buch über unseren Größenwahn und unsere Hilflosigkeit. Über das Unheil, das wir kommen sahen und doch nicht verhindern konnten. Über das Unheil, das wir nicht kommen sahen, weil wir es nicht sehen wollten, im Osten nicht und nicht im Westen. Über die Gefahr, die wir leugneten, die Sicherheit, die wir uns vorgaukelten, die Veränderungen, die wir nicht wahrhaben wollten.

Dies ist ein Buch über meine Freundin, der nicht zu helfen war. Das jedenfalls sagen die Expertinnen.

Dies ist ein Buch über die Selbstbehauptung der Ukraine und die Selbstzerstörung Russlands.

Dies ist ein Buch über das, was wir nicht ändern können, und das, was wir anders hätten machen müssen. Über das, womit wir uns abfinden müssen, und das, womit wir uns nicht abfinden können.

Dies ist ein Buch der Reue über das, was wir unversucht ließen.

Dies ist ein Buch über unsere Träume und über die Wirklichkeit. Über unsere Träume, die nicht wahr wurden und vielleicht nicht wahr werden konnten.

Am 5. März 2022 nehmen wir in Leipzig Abschied von Dir, im engsten Kreis, wie es heißt. Deine Schwester hat Uhrzeit und Adresse per WhatsApp geschickt. Alle stehen unter Schock: unter dem Schock Deines Todes und dem Schock des Krieges, der zur selben Zeit begonnen hat. Unter dem Schock der neuen Wirklichkeit in unser aller Leben, des Endes aller Hoffnungen. Es wird lange dauern, bis ich über diesen Abschied schreiben kann.

Du hast entschieden.

Ich bin mit einem überfüllten Zug von Berlin nach Leipzig gekommen, aber dieses Mal hast Du nicht am Anfang des Bahnsteigs gestanden. Ich wollte im Blumenladen noch einen Strauß Tulpen für Dich kaufen. Im Leipziger Hauptbahnhof gibt es einen sehr schönen Blumenladen. Ich habe dort oft Blumen gekauft, wenn ich Dich besuchen kam, im Krankenhaus oder in Deiner Wohnung. Aber heute gibt es dort keine roten Tulpen. Ich habe mir in den Kopf gesetzt, dass es rote Tulpen sein müssen wie vor ein paar Tagen, als wir die kleine Zeremonie für Dich in Berlin abhielten im Skulpturenpark am Haus der Kulturen der Welt, am HKW, wie Deine Berliner Kollegin in der Mail geschrieben hatte. Sie hatte diesen Ort gewählt, weil sie sich daran erinnerte, Dich hier irgendwann noch einmal froh erlebt zu haben. Wir standen in der Dämmerung auf der Wiese unweit des Kanzleramts zwischen Bäumen, eine Handvoll Frauen und mein Mann, standen bei einer Skulptur und stellten Kerzen auf ihre rundlichen Formen. Ich legte meine roten Tulpen dazu. Manche sagten etwas. Ich kannte keine von ihnen. Ich war die Einzige, die nicht nur traurig war, sondern auch zornig.

Jetzt im Leipziger Hauptbahnhof gibt es keine roten Tulpen, und die Blumenverkäuferin ist unfreundlich, einfach so, normal unfreundlich. Und ich bin dünnhäutig, ich ertrage das nicht. Warum sind Sie so unfreundlich? Frage ich die Verkäuferin unter Tränen. Ich laufe hinaus aus dem Laden, ohne Blumen, und nehme auf dem Vorplatz ein Taxi. Ich weiß nicht, in welcher Richtung die Villa Apfelbaum liegt, wo der Abschied stattfinden soll. Der Taxifahrer hält vor

Blumenläden, aber nirgendwo gibt es rote Tulpen. Es gibt gelbe, weiße, rosafarbene und sogar violette, nur rote gibt es nicht. Erst irgendwann im dritten oder sechsten Blumenladen. Es ist ein Vietnamese, und die roten Tulpen sind extra langstielig, XXL, rote Riesentulpen. Das erscheint mir passend.

Die Villa Apfelbaum ist ein zweistöckiger klassizistischer Bau, der eine Art Herrenhaus gewesen sein könnte. Er liegt im Süden von Leipzig jenseits der Bahnstrecke, wo die Stadt schon ausfranst. Daneben ein flacher Neubau aus Holz mit großen Glasfronten, die den Blick in den gepflegten Garten freigeben. Dort jätet jemand tief gebeugt zwischen Torfmulch und ersten Blümchen, die ein eingestecktes Schild für kaukasische Veilchen erklärt. Jenseits eines Zauns beginnt Gehölz.

Im Vorraum stehen eine Handvoll Menschen, Deine Mutter, Deine Schwester, engste Freunde. Es ist kühl. Es wird leise gesprochen: über Dich, über Deinen Tod und über den Krieg, der alles zunichtemacht, über das Grauen, das Russland verbreitet. Jemand sagt, dass Du jetzt in der Welt der Geister bist, um dort dafür zu sorgen, dass der Krieg beendet wird. Weil es hier nicht mehr möglich war.

Ich denke, dass Du, wenn Du bis zum Beginn des Krieges gelebt hättest, vielleicht etwas hättest tun können mit Deinen Russischkenntnissen. Du hättest eine Aufgabe finden können und dann zurück ins Leben. Ich stelle mir vor, dass der Krieg Dich gerettet hätte. Aber das ist Unsinn. Der Krieg hätte Dich nur noch mehr niedergedrückt. Du hattest Dich mit Russland verbunden, seit mehr als dreißig Jahren, auch wenn Du in den letzten Jahren zunehmend ernüchtert warst, Dir keine Illusionen machtest, wie wir alle, die wir Russland kannten und doch bis zuletzt hofften.

Zehn Tage sind seit dem 24. Februar vergangen. Jeden Morgen wache ich mit dem doppelten Schmerz auf, Dein Tod ist darin nicht von Russlands Krieg zu trennen. Nur langsam sinkt die neue Wirklichkeit ein. Die Nachrichten beginnen jetzt immer mit dem Frontbericht: Vor drei Tagen hat die russische Armee Cherson eingenommen,

schwere Kämpfe toben bei Charkiw, Mariupol ist nahezu vollständig eingeschlossen. Aber die Ukraine leistet Widerstand. Ich verstehe, dass das eine gute Nachricht ist. Die Prognosen für einen raschen russischen Sieg bewahrheiten sich nicht. Aber ich kann die gute Nachricht nicht fühlen.

Im Vorraum sind Stehtische aufgebaut, mit Tee und Süßigkeiten. Mir kommt Iran in den Sinn, wo bei Beerdigungen Kuchen und Gebäck gereicht werden, um die Trauer zu versüßen. Man trauert dort ganz anders, laut und wild, heulend und wehklagend, mit Körper und Seele. Für so eine leise, stille, innerliche Trauer wie hier würde man sich dort schämen. Hat man die Tote etwa nicht geliebt?

Vom Andachtsraum geht ein großes kreisrundes Fenster nach hinten hinaus ins Grün. Darin hängt ein kleines Kreuz, im Kreuzpunkt ein Auge aus türkisfarbenem Glas, gegen den bösen Blick. Ich setze mich in eine der Stuhlreihen und halte den Band mit Anna Achmatowas Gedichten im Schoß wie das Kirchengesangbuch.

In den Wochen seit Deinem Tod habe ich von ihren Versen gelebt. Unablässig sage ich sie mir auf, abends beim Einschlafen, morgens beim Aufwachen und nachts, wenn ich wachliege. Sie begleiten mich tagaus und tagein.

Die «Mitternächtlichen Verse» der russischen Dichterin kenne ich, seit Du sie in Deiner Magisterarbeit so hellsichtig gedeutet hast. Achmatowa erlebte alle Schrecken des 20. Jahrhunderts in Russland: Revolution und Bürgerkrieg, beide Weltkriege, die Blockade von Leningrad. Sie verlor ihren Mann an die Bolschewiken, die Freundinnen und Freunde an Stalins Terror, ihr Sohn verschwand im Gulag. Achmatowa besang das Grauen in verbotenen Versen. Sie verlieh, so verstand sie es, ihrem Volk eine Stimme. Eigentlich war die Grande Dame der russischen Poesie Halbukrainerin, ihr Vater stammte aus der Ukraine.

Nach Deinem Tod nehme ich die zweibändige Werkausgabe aus dem Regal mit der russischen Literatur.

Анна Ахматова
Сочинения

Anna Achmatowa, Werke, erschienen 1986, gebunden, der Einband weiß meliert. In Band 1 habe ich auf den Seiten 230–234 mit Bleistift Notizen an den Rand geschrieben: Hinweise, Stichworte, Gedanken aus jener Zeit, als wir gemeinsam diese Gedichte lasen.

Seit Deinem Tod trage ich Band 1 mit mir herum, seit Wochen. Abends lege ich ihn auf meinen Nachttisch, morgens nehme ich ihn mit ins Bad und in die Küche. Wenn ich die Wohnung verlasse, stecke ich ihn in meine Handtasche, obwohl er zu groß ist und sich die Tasche nicht mehr schließen lässt. Er begleitet mich, wohin ich gehe. Er ist mein Fetisch.

Eigentlich brauche ich das Buch nicht, ich kenne die «Mitternächtlichen Verse» seit langem auswendig, die sieben Gedichte, davor der Vierzeiler «Anstelle eines Vorworts».

Die Trennung ertrage ich wohl nicht schlecht, aber ein Treffen mit Dir kaum.

Und am Ende die Zeilen über den gemeinsamen Traum.
Ich sage mir die Gedichte herauf und herunter, ich flüstere sie mir vor.

Auf dem Novemberasphalt wirst Du nicht lange warten, im Adagio Vivaldis treffen wir uns wieder.

Ich murmele sie vor mich hin, sie sind meine Gebete, meine Litanei.

Zu zweit können wir nicht sein, jene Dritte lässt uns nie allein.

Ich spreche sie unter der Dusche. Auf dem Fahrrad schreie ich sie gegen den Wind. Ich rezitiere sie den Sternen. Sie sind mein Schmerz und mein Trost.

Was geht es uns eigentlich an, dass sich alles zu Asche wandelt.

Ich sage sie Dir auf, damit Du Dich erinnerst, wer wir waren und was wir geteilt haben. Im Buch steckt das alte Foto von uns beiden auf einer Party, tanzend, mit geschlossenen Augen. Eine Studentenbude, Bierflaschen im Bücherregal, Kiefernholz, Ikea, meine schwarze Le-

derjacke, Du im hellen Mantel. Wir haben beide die Augen geschlossen. Wir sind jung und schön.

Die Schönheit ist sehr jung, doch nicht aus unserem Jahrhundert …

Wärme, Glück, wie gerne ich damals mit Dir auf Partys gegangen bin, meine große, schöne, besondere Freundin.

Aber dann führt Dich Deine Unruhe, zum Schicksal geworden, fort von meiner Schwelle zu den eisigen Gestaden.

Meine Vertraute, mein Rätsel. Habe ich damals so über Dich gedacht? Nein, rätselhaft erscheinst Du mir erst jetzt, im Nachhinein. Damals warst Du einfach, wie Du warst, und dass es Räume gab, zu denen ich keinen Zutritt bekam, erschien mir selbstverständlich. Ich akzeptierte es, fraglos, ohne Schmerz. Es machte Dich nur noch ein wenig reizvoller, Deine Selbständigkeit, Deine Größe, das Gefühl, dass Du nie bedürftig warst. Ich wurde als Freundin nicht gebraucht, aber dann irgendwie doch, und das reichte mir.

Wie Entlassene aus dem Gefängnis wissen wir etwas Schreckliches voneinander, wir sind im Höllenkreis, aber vielleicht sind das auch nicht wir.

Irgendwann setzt sich Deine Schwester zu mir. Ich könne jetzt zu Dir hineingehen, sagt sie.

Der Sarg steht in einem kleinen Nebenraum. Er ist aus hellem, rötlichen Holz, Kirsche vielleicht, und steht zum Kopfende leicht aufwärts. Er ist sehr groß, ein Sarg XXL. Auch hier geht der Blick durch ein bodentiefes Fenster in den Garten, aber Du hast den Kopf zur anderen Seite geneigt, Dein Gesicht nach links. Es ist nicht Deines. Deine Schwester hatte mich vorbereitet. Nach zehn Tagen, hatte der Bestattungsunternehmer ihr gesagt, hätten da schon Prozesse eingesetzt. Sie sagte Prozesse. Man solle sich dafür wappnen.

Du trägst eine graue Strickjacke und bist bis zur Brust zugedeckt. In den Händen hältst Du einen Stoffhund. Mich befremdet das. Für mich bist Du nicht eine Frau mit Plüschtier. Aber das stimmt nicht. Ich weiß, dass dieser Stoffhund Dir wichtig war. Ich glaube, Andrej hatte ihn Dir geschenkt.

Ich setze mich auf einen der Stühle neben dem Sarg. Du bist da, und Du bist nicht da. Ich weiß nicht, ob Du da bist. Es ist schwer, mit Dir in Verbindung zu kommen. Ich bin allein mit Dir. Ich habe nicht das Gefühl, mit Dir allein zu sein. Andere sind da. Ich sehe sie auf den leeren Stühlen sitzen. Andrej, Deinen russischen Mann, den lustigen Andrej mit seinen lieben, immer lachenden Augen, seiner Art zu sprechen, als habe er eine heiße Kartoffel im Mund, seiner Art, Dich zu lieben, wie man Dich wohl lieben musste, als die Heilige, die Du für ihn warst. Uneingeschränkte Verehrung. Andere sitzen da, ich weiß nicht, wer, ich erkenne sie nicht, versuche es gar nicht.

Ich stehe auf und gehe um Dich herum, um den Sarg. Nun sehe ich, dass Deine rechte Gesichtshälfte gerötet ist wie nach einer Verbrennung. Ich streiche Dir über das Haar. Es fühlt sich an wie immer. Ich meine, ich erinnere mich nicht, Dir jemals über das Haar gestrichen zu haben außer vielleicht in Gedanken, aber Deine Haare fühlen sich auch jetzt noch lebendig an. Es gibt keinen Unterschied zwischen den Haaren einer Lebenden und den Haaren einer Toten, denke ich.

Deine schönen dunklen Locken hatten sich in den letzten Jahren verändert, und manchmal, wenn wir uns sahen, erschrak ich darüber. Sie wurden mit jedem Wiedersehen grauer, aber das war es nicht. Alle meine Freundinnen wurden grau, auch ich, schon lange, wir alle. Aber bei anderen hatte dieses Grau eine Frische, gerade bei den Dunkelhaarigen. Diese plötzliche Helligkeit konnte etwas Entschiedenes haben. Aber Deine Haare waren seltsam schwach geworden, es fehlte die Spannkraft. Matt und kraftlos hingen sie um Deinen Kopf, die vormals wilden Locken.

Ich berühre Deine Hände. Sie sind kalt und rot wie von einem Ausschlag, die schönen langen Finger zusammengekrümmt, noch schmaler als im Leben. Sie halten den Stoffhund. Einmal in diesem letzten Jahr hast Du mir erzählt, wie Deine Mutter Dir die Hände massierte, die schmerzenden, kribbelnden, tauben Hände, die Du, wie Du sagtest, kaputt gemacht hattest.

Ich habe die roten Tulpen auf die Decke gelegt zu den Blumen, die andere Dir mitgebracht haben: kleine gebastelte Gebinde von zwei, drei Blümchen in blassen Farben, zart und persönlich. Es sind vorsichtige, liebevolle, traurige Gesten. Daneben brüllen meine zwanzig extra langstieligen XXL-Tulpen, rot, grob und grell wie der Zorn, der sich in meine Trauer mischt. Ich möchte laut trauern, laut und hadernd voller Groll und Protest.

Ich setze mich wieder auf den Stuhl. Du verfolgst mich, aber ich kann mich Dir nicht nähern. Ich weiß nicht, wer Du bist. Bist Du wirklich die hier im Sarg mit dem Gesicht aus Leiden und Tod? Zu der anderen habe ich den Kontakt verloren, zu der, die Du warst, vorher, zu der, zu der ich immer in Verbindung stand, egal wie weit wir voneinander entfernt waren. Damals, vor einem Jahr, als Du im Koma auf der Intensivstation lagst, schrieb ich Dir jeden Tag eine Nachricht, um Dich zu halten. Aber jetzt gibt es keine Verbindung mehr. Manchmal schaue ich mir im Internet ein Foto von Dir an. Dort erkenne ich Dich.

Ich kann mich Dir nicht nähern, weil ich um Verzeihung bitten müsste. Ich bin mit mir nicht im Reinen und nicht mit Dir. Ich denke, dass Du mir Vorwürfe machen müsstest, so wie ich mir Vorwürfe mache, die lange Liste der Versäumnisse, wannwowie ich anderes, mehr hätte tun sollen, das Unterlassungssündenregister:

zu wenig Besuche,
zu wenig gekümmert, zu Dir gefahren, Dich gebeten zu bleiben,
nicht geholfen, ein anderes Leben zu organisieren,
zu selten Geld angeboten,
nicht zur Buchvorstellung eingeladen,
gemeinsame Reisen angekündigt und dann doch nicht gemacht,
immer geglaubt, dass noch Zeit bleibt.

Totenklage

Ich hatte eine Freundin.
Sie war groß und stark und schön.
Ich hatte eine Freundin fürs Leben.
Ich bewunderte sie,
sie sprach so gut Russisch,
sie hatte dunkle Locken,
und es ging immer um alles.
Sie hatte die schönsten Hände,
schlanke lange Finger, mit denen
sie die Dinge hielt,
zart und zupackend und geschickt,
wenn sie Dinge berührte,
wenn sie mit meinen Kindern spielte, bastelte,
die Fingerfarben auf dem Papier verteilte
mit ihren langen, schönen Fingern.
Sie hatte eine Aura,
ihre Augen leuchteten,
und wenn sie lachte, klang es,
als sei sie selbst von ihrem Lachen überrascht.
Ich hatte eine gute Freundin,
wenn ich sie anrief, sagte sie: Ich habe heute Nacht von dir geträumt.
Ich hatte eine Freundin fürs Leben,
sie liebte Literatur und Kunst und Menschen.
Sie war leidenschaftlich und großzügig,
sie begeisterte sich für die Ideen und Pläne der anderen,
sie hatte Kraft ohne Ende,
wie aus einer geheimen Quelle,
und alles, was sie berührte, mit ihren Händen, mit ihren Gedanken,
wurde schön.
Ich hatte eine Freundin,

die wurde geliebt,
von Männern und von Frauen,
vergöttert von ihrem Mann und umschwärmt von einer Schar von Jüngerinnen,
geliebt von Frauen und von Männern, auch wenn
sie das oft nicht zu bemerken schien.
Ich hatte eine Freundin,
die verzieh, die verstand,
eine Freundin fürs Leben, wir tranken und tanzten
und lachten und quatschten die ganze Nacht,
und die Zeit reichte nie.
Ich hatte eine Freundin seit dreißig Jahren und mehr,
wir waren erst ganz am Anfang,
sie organisierte meine Hochzeit, wurde Patin meiner Tochter, und
wir wollten zusammen alt werden.
Ich hatte eine Freundin fürs Leben.

Wann fing das alles an?
Irgendwann
vor sehr langer Zeit.
Irgendwann
zu Beginn jener
glücklichen neunziger Jahre.
Und vielleicht
noch viel früher.

Ich hatte meine Freundin im dritten Studienjahr bei einem Theaterfestival in Hamburg kennengelernt: Theater der Welt. Im Juni 1989 war das, kurz bevor die Welt eine andere wurde. Theatergruppen aus aller Welt kamen nach Deutschland, auch aus der Sowjetunion.

Die Russen waren die Sensation des Festivals, ihre Stücke schmerzhaft eindringlich und waghalsig wahrhaftig. Alles war politisch und auf eine Weise existentiell, von der das westdeutsche Theater nur träumen konnte. Der schwere rote Vorhang des Hamburger Thalia Theaters öffnete sich und gab den Blick frei auf das Weltgeschehen, die Vorabendveranstaltung einer neuen Epoche, auf der Bühne der letzte Akt des Kalten Krieges.

Wir ahnten es. Wir spürten es. Da kam etwas Großes in Bewegung, wie Landmassen, die sich zu verschieben begannen, mit tektonischer Wucht, wir sahen die ersten Risse. Alle fühlten die Macht dieses Aufbruchs, des nahen Berstens, die Kraft einer Gesellschaft, die erstarrt gewesen war, so lange wir denken konnten. Die Sowjetunion erschien uns wie ein gefesselter Riese, wie Gulliver im Zwergenland, der gerade merkte, wie lächerlich dünn seine Fesseln waren.

Aus Leningrad kam der Regisseur Lew Dodin mit dem Maly Teatr und dem Stück:

«Brüder und Schwestern».

Es dauerte mehr als acht Stunden, und jede war unerträglich dicht. Eine Kolchose im Norden Russlands, die Kriegs- und Nachkriegsjahre.

Brüder und Schwestern.

Mit diesen Worten hatte Josef Stalin am 3. Juli 1941 zu seinem Land gesprochen, zwölf Tage nach dem deutschen Überfall, zwölf Tage nachdem deutsche Panzer über die Grenze gerollt waren, das Morden begonnen hatte, zwölf Tage, in denen Stalin geschwiegen hatte, irgendwo auf seiner Datsche, vermutlich betrunken, die Deutschen verfluchend, Hitler und vielleicht seine eigene Gutgläubigkeit.

Brüder und Schwestern.

Nun sprach Stalin zu den Völkern der Sowjetunion, in der es seit der Revolution nur Genossinnen und Genossen gegeben hatte.

Genossen! Bürger! Brüder und Schwestern!

Die Aufführung ging über zwei Abende, die Bühne voller Menschen. Männer, Frauen, Alte, Kinder. In einer Szene kehrt ein Mann aus dem Krieg zurück in seine Kolchose. Er setzt sich auf eine Bank, um sich herum seine Frau, Kinder, Brüder und Schwestern.

Aus einem Stoffbündel nimmt er ein Geschenk, eingeschlagen in ein Tuch. Langsam wickelt er es aus. Alle blicken auf seine Hände, auf das Tuch, auf das, was es freigibt:

ein Laib Brot.

Die Gespräche verstummen.

Alle starren auf das Brot.

Und dann, in die Stille hinein,

fragt das kleinste Kind:

Und was ist das?

Ein Kind, vier oder fünf Jahre alt, das in seinem Leben noch nie ein Brot gesehen hat.

Jahre des Hungers, Jahre der Grütze, *Kascha*.

Nach dem Krieg werde man sich satt essen, hatten sich die Frauen während des Krieges gesagt. Doch nach dem Krieg wurde der Hunger schlimmer. Man nahm den Bauern von ihren mageren Ernten. Missstände, Korruption, Parteiterror. Und das alles auf offener Bühne im kapitalistischen Westen.

Etwas brach auf, und wir sahen die Kraft und die Schönheit dieses Aufbruchs, sahen, was für eine besondere Theatertruppe das war, eine Gemeinschaft, zusammengewachsen in einem schöpferischen Prozess.

Meine Freundin und ich waren die Assistentinnen, die Künstlerbetreuerinnen, bald oben hinter den Kulissen, bald unten im Saal. Wir übersetzten für die Schauspieler, Bühnenarbeiter, Beleuchter, organisierten Essen, Maske, Auftritte, Fernsehtermine, Stadtrundfahrt.

Alle liebten die Russen, alle liebten es, die Russen zu lieben, die Feinde von gestern, die Fremden. Wir flirteten mit den Schauspielern, wir tanzten auf der Premierenfeier. Sie waren ein paar Jahre älter als wir und alle schon verheiratet, Kinder zu Hause in Leningrad. Wir waren Mädchen für alles, zeigten ihnen nachts unsere Stadt, die Reeperbahn, die Clubs, in die wir tanzen gingen. Sie waren die Stars, und wir lebten in einem freien Land.

Meine Freundin hatte mich damals angesprochen: Mach doch mit. Ich konnte kaum ein paar Worte Russisch, eine Hochstaplerin, die sich als Dolmetscherin ausgab. Sie dagegen hatte schon ein halbes Jahr in Moskau studiert und redete frei drauflos. Sie übernahm Verantwortung, wie selbstverständlich, eine Anführerin. Ich bewunderte sie. Ich wollte ihre Freundin sein, nie zuvor hatte ich eine Freundschaft so sehr gewollt.

Sie hatte eine Aura. Jeder konnte das sehen, dachte ich. Aber sie fand sich zu groß und glaubte, die Männer interessierten sich mehr für mich. Wir sprachen selten darüber, auch später. Fast nie.

Nach dem Festival in Hamburg reiste das Malyi Teatr weiter zu einem Gastspiel nach München, und meine Freundin fuhr der Truppe einfach hinterher. Sie hatte vorher in München gelebt und dort noch eine WG, in der sie pennen konnte, aber dazu kam es gar nicht, weil sie zwei Nächte mit den Schauspielern durchmachte.

Ich fuhr wie verabredet zu meinem Freund und kam mir langwei-

lig vor. Ich weiß nicht, ob sie mich überhaupt gefragt hatte, ob ich mitkommen wolle, oder ob sie einfach aus einer Laune heraus losgefahren war. So war es in unserer Freundschaft: Sie machte die coolen Aktionen, sie kannte die spannenden Leute, die Künstler, und ich kam mir immer ein bisschen spießig vor.

Damals interessierten sich plötzlich viele für Russland. Mitte der achtziger Jahre hatte Gorbatschow Glasnost und Perestrojka ausgerufen. Fast kam es in Mode, Russisch zu lernen.

Aber meine Freundin und ich studierten nicht deshalb russische Literatur. Nicht wegen Gorbatschow und Glasnost, eher im Gegenteil. Wir studierten, was wenig Sinn machte und keine Karriere versprach, nicht Jura oder BWL oder Medizin. Wir suchten das andere, das Verborgene und Verbotene, das Abseitige und Gebrochene, wir suchten den Rand Europas, nah und fremd zugleich.

Wir waren damals zu viert, Anfang der neunziger Jahre, vier junge Frauen, Anja, Vika, meine Freundin und ich. Wir hatten zusammen studiert und gingen nun auf das Examen zu. Slawistik, Germanistik, der Poststrukturalismus war in Mode. Wir trafen uns in einer Küche oder einem WG-Zimmer, saßen am Tisch oder auf dem Boden, der mit Büchern und Papieren übersät war. Wir redeten und tranken: Tee, Wein, Bier und Wodka. Wir lebten in einer Welt, bevölkert von den Helden der Romane Dostojewskijs, der Erzählungen Tschechows, geplagt von verqueren Theorien, die uns sehr umständlich lehrten, dass alles unsagbar und immer auch irgendwie das Gegenteil richtig ist. Wir redeten in einer Geheimsprache. Wir lasen gemeinsam die Texte, die wir allein nicht verstanden, und diskutierten, was wir geschrieben hatten, teilten Gedanken, begeisterten uns, verwarfen Ideen.

Ich buk häufig Pflaumenkuchen, vermutlich, um irgendwie mit der Wirklichkeit in Verbindung zu bleiben. Meine Freundin schien das nicht nötig zu haben.

Bevor ich zu schreiben beginne, gehe ich hinunter in den Keller, um die Magisterarbeit meiner Freundin zu suchen. Ich finde sie in einer Kiste weit hinten im Keller, darin meine Abizeitung, mein Surfschein und ihre Arbeit: ein schweres Werk, im Copyshop gebunden, dunkelgrauer Einband, DIN A4, 129 Seiten, einseitig bedruckt. Als ich es aufschlage, steht da quer über die erste Seite in ihrer schönen, schwungvollen Handschrift in kyrillischer Schrift die Widmung:

А вы, мои друзья,	*Und ihr, meine Freunde*
последнего призыва!	*des letzten Aufgebots!*

Dir Christiane, für's
tätige Begleiten.
März '93

Wir, die Freundinnen des letzten Aufgebots, waren Mitte zwanzig, und meine Freundin schrieb ihre Magisterarbeit über den letzten Gedichtzyklus von Anna Achmatowa. Meine Freundin war jung, aber sie schrieb über die letzten Gedichte einer alten Frau, einer Dichterin, die dabei war zu verstummen, die ihre Zeit für abgelaufen hielt, seit langem, die sich fühlte, als habe der Tod sie vergessen, als werde sie für irgendetwas damit bestraft, weiterleben zu müssen, während alle ihre Freundinnen, die Weggefährten und selbst das letzte Aufgebot schon lange nicht mehr am Leben waren.

Ihr, meine Freunde des letzten Aufgebots!
Euch zu beweinen, blieb mir das Leben erhalten. …
Eure Namen in die ganze Welt zu rufen.
Ach, was heißt Namen!
Ganz gleich – Ihr seid mit uns!
Alle auf die Knie, alle!…
Und die Leningrader gehen wieder
durch den Rauch in Reihen –

die Lebenden mit den Toten:
für den Ruhm gibt es keine Toten.

***

Den Herbst des Jahres 1989 verbringe ich in Leningrad in einem Studentenwohnheim an der Schiffbauerstraße, vierzehn Stockwerke Platte. Aus unserem Zimmer im 10. Stock sieht man vorbei an weiteren Plattenbauten das Meer. Ende August ist der Sommer am Finnischen Meerbusen schon zu Ende, die Tage werden rasch kürzer. Andernorts in Europa hat das Ende des Sozialismus begonnen.

In den Gärten der deutschen Botschaften in Prag und Budapest kampieren DDR-Bürger, während ich in Leningrad jeden Morgen mit dem überfüllten Trolleybus zur Universität auf die Wassiljewski Insel fahre, eingezwängt zwischen Menschen, die das Überleben in überfüllten Trolleybussen von Kindheit an geübt haben. Sie wissen, dass man sich nicht klein, sondern breit machen muss und auf keinen Fall die Luft anhalten darf. Ich dagegen versuche ohne Sinn, Rücksicht zu nehmen, Berührung zu vermeiden, wo sie doch nicht zu vermeiden ist. Die Leningrader drängeln nicht aggressiv, aber stoisch und ohne Scham, eine Masse, die sich an jeder Haltestelle neu formiert.

Steigen Sie aus?, wenn die Babuschka vom hinteren Fenster zur Tür durchkommen muss.

Steigen Sie aus?, und dann muss man Platz machen, obwohl dafür gar kein Platz ist und jede Bewegung Luftnot bedeutet. Überall wogt Fleisch, überall berührt es mich, bedrängt mich, breite Hintern und weiche Busen, harte Rücken, knochige Hüften, Knie, Ellbogen, Bäuche, Schwänze. Eine Leibesübung in Sozialismus.

Und so lerne ich, dass am besten überlebt, wer sich nicht wehrt, sondern sich ganz und ohne Widerstand der Masse hingibt. Währenddessen reift in Deutschland die Revolution, friedlich.

Die Universität am Ufer der Newa, hier haben sie alle studiert: Strawinskij und Gogol, Lomonossow und Lenin und viel später ein gewisser Wladimir Wladimirowitsch Putin. Dreistöckige Prachtbauten aus dem frühen 18. Jahrhundert, aber im Hinterhof verrosten Lkws, die Reifen platt, zwischen Gerümpel und Schrott. Drinnen knarzt das Parkett, sind die steinernen Treppenstufen in der Mitte ausgetreten von Studentenschuhen aus 250 Jahren.

Nach dem Unterricht sitze ich in der Bibliothek und übersetze Achmatowa, während sich die Blicke von Marx, Engels und Lenin von der Stirnwand des Lesesaals in meinen Rücken bohren.

Die Stadt wunderschön im Licht der tiefstehenden Sonne, aber unwirtlich und kalt, die Zentralheizung noch nicht eingeschaltet, obwohl es nachts schon friert. Ich bekomme eine Erkältung nach der anderen, rauche schon am Morgen die erste Zigarette, so habe ich nie zuvor und nie später geraucht, starke, grobe sowjetische Zigaretten, Marke Kosmos, manchmal sogar Papirossy, Marke Belomorkanal, angeblich die stärkste Zigarette der Welt, benannt nach dem Weißmeerkanal, bei dessen Bau im Norden Russlands Abertausende von Zwangsarbeitern zu Tode geschunden wurden.

Wunderschön, die Stadt, aber heruntergekommen, überall Mangel, es fehlt an allem. Es sind die letzten Jahre der Sowjetunion, eines scheiternden Systems, und nichts funktioniert. Das Wohnheim ist neu, aber durch die schlecht abgedichteten Fenster pfeift vom Meer der Wind. Von den zwei Liften hat einer nie funktioniert, weil sie den Schacht schief gebaut haben. An dem anderen hängt meistens ein Schild: remont, in Reparatur. Oft gehe ich bis in den 10. Stock zu Fuß.

Wir hausen zu fünft in zwei Zimmern, im Vorraum Kühlschrank und Kochplatte. Wenn man das Licht anmacht, huschen Kakerlaken groß wie Briketts in Ecken und Ritzen. In dem winzigen Bad ist die Klospülung defekt. Um zu spülen, muss man mit dem Arm tief in das Wasser des Spülkastens greifen und den glitschigen Gummipfropfen per Hand anheben, damit es abfließen kann.

Wir sind drei Deutsche und zwei Sowjetbürgerinnen: Larissa, eine blasse Blondine aus Nowgorod, und Olga, eine feurige Ukrainerin aus Donezk. Sie studieren an der Historischen Fakultät, ihr Fach: Geschichte der KPdSU. Sie gelten als ideologisch gefestigt, sodass man sie dem Kontakt mit Weststudentinnen aussetzen kann.

Olga ist eine Sowjetbürgerin wie aus dem Bilderbuch, sie sieht aus wie eine der Frauen auf den Propagandaplakaten des sozialistischen Realismus: lange strohblonde Zöpfe, leuchtend blaue Augen, dazu ist sie Proletarierkind, Tochter eines Steigers im Kohlerevier des Donbas. Sie verbringt jeden Sommer als Pionierführerin auf der Krim, im berühmtesten Pionierlager der Sowjetunion: Artek am Schwarzen Meer. Sie schwärmt von der Arbeit mit den Kindern, von Sonne und süßen Trauben, Ausflügen, Tanzwettbewerben, Solidarität. Den Rest des Jahres ist sie Studentin in der schönsten Stadt der Welt. Eine Enthusiastin.

Wir freunden uns an. Olga spricht schnell und engagiert, mit starkem ukrainischen Akzent, sie lacht viel, sie begeistert sich. Sie liebt ihr Leben und ihr Land, die Sowjetunion, in der es Pionierlager an der Schwarzmeerküste und Studienplätze in Leningrad gibt. Sie hat im Grunde nichts gegen den kapitalistischen Westen, sie kann sich einfach nicht vorstellen, dass es dort schöner sein sollte. Ihr Freund Wolodja, einer ihrer Dozenten, ein feiner Leningrader Intellektueller, ist ihrem Temperament in keiner Weise gewachsen. Später, viel später, wird sie einen Spanier lieben und ihm nach Madrid folgen, aber da gibt es die Sowjetunion schon lange nicht mehr, der Sozialismus ist gescheitert, wir haben den Kontakt verloren, und in Donezk tobt der Krieg.

Olga liebt Donezk, ihre Heimat, manchmal kommen Freunde von dort zu Besuch ins Wohnheim nach Leningrad. Dann spielt irgendjemand Gitarre, und wir singen bis tief in die Nacht Bergarbeiterlieder.

Olga liebt Ballett, wir gehen abends zusammen ins Kirow-Theater, «Dornröschen» oder «Schwanensee» oder «La Sylphide». Alles klassisch, alles schön, alles perfekt. Nicht von dieser Welt.

Einmal kommt eine Truppe aus den Niederlanden zu Gast, *na gastroly*, eine zeitgenössische Inszenierung, modernes Ballett. Ich nehme Olga mit in die Vorstellung. Sie ist entsetzt: Was soll das? Diese Verrenkungen, wie sie es nennt. Sie ist aufrichtig ratlos: Findest Du das schön? Sag ehrlich, findest Du «Schwanensee» nicht auch viel schöner? Warum soll ich mir das ansehen, wenn es nicht schön ist?

Schönheit ist wichtig, weil der Alltag so hässlich ist. Aber Kultur ist in dieser Zeit politisch, mit der Kultur beginnt der Wandel. Sie erobert die Freiräume, im Theater, Kino, bei den Buchverlagen. Mit der Kunst, der Literatur, der Musik beginnt die Veränderung. Alles ist neu und aufregend, alles macht Hoffnung.

Diese vier Monate sind ein großes Eintauchen in die russische Kultur, immer wieder in die Eremitage, die Museen, Ausflüge zu den Zarenschlössern der Umgebung und abends ins Theater, ins Kino, das neue sowjetische Kino mit Filmen wie «Reue» von Tengis Abuladse, der in allegorischer Form mit dem Stalinismus abrechnet, Rockkonzerte, Lesungen, Oper oder Hinterhofbühne. Ein Kellertheater inszeniert ein Stück nach der absurden Prosa von Daniil Charms, auf einer anderen Bühne wird eine Fassung von Dostojewskijs «Verbrechen und Strafe» gegeben.

In der Kapelle am Schlossplatz, wo einst der Hofchor des Zaren sang, gibt es das erste geistliche Chorkonzert seit der Revolution von 1917: Rachmaninow «Allnächtliches Wachen». Den Menschen im Publikum stehen Tränen in den Augen.

Der Wandel geschieht schnell, jeden Tag gibt es etwas Neues, Aufregendes, werden die Grenzen des Erlaubten noch ein wenig weiter verschoben. In einem Seminar an der Philosophischen Fakultät meiner Universität geht es um Berdjajew und Heidegger. Heidegger in der Sowjetunion.

Im Frühsommer 1989 hat zum 100. Geburtstag von Anna Achmatowa ein Museum eröffnet: in der Wohnung im Haus an der Fon-

tanka, wo sie mehr als dreißig Jahre lang gelebt hat. Möbel, Teppiche, Handschriften, Erstausgaben, Fotos und Zeichnungen. Der Sessel, in dem die Dichterin saß, wenn sie ihre Verse vor Freunden rezitierte, damit die sie sofort memorierten und im Gedächtnis bewahrten. Der Ofen, in dem sie die Zettel mit ihren Gedichten verbrannte, damit die Geheimpolizei sie nicht fand.

Aus dem Lautsprecher tönt die tiefe, kräftige Stimme der Achmatowa. Sie liest ihre Verse und schildert jene berühmte Szene, als sie in den Jahren des stalinistischen Terrors in der Schlange vor einem Leningrader Gefängnis anstand, in der Hoffnung, Auskunft über ihren verhafteten Sohn zu erhalten. Siebzehn Monate habe sie damals in Schlangen vor Gefängnissen verbracht, unter Frauen, denn es waren vor allem Frauen, die dort warteten, um Bittgesuche einzureichen, Pakete abzugeben, um irgendetwas über das Schicksal ihrer verschwundenen Ehemänner, Söhne oder Brüder zu erfahren.

Achmatowa erzählt, wie eine der Frauen die Dichterin erkannte, sie ansprach und fragte:

Und Sie können das beschreiben?

Und wie Achmatowa ihr antwortete: Das kann ich.

So entstand der Zyklus «Requiem».

Der Mann im Grab, der Sohn im Knast. Betet für mich!